

Maria Henk

Als Rangerin im Politik-Dschungel

Wie ich in der afrikanischen Wildnis
die deutsche Politik verstehen lernte




kopfreisen
VERLAG

MARIA HENK

Als Rangerin im Politik-Dschungel

*Wie ich in der afrikanischen Wildnis
die deutsche Politik verstehen lernte*



Maria Henk, Jahrgang 1987, ist ausgebildete Journalistin und war knapp neun Jahre lang Presse-referentin von Bündnis 90/Die Grünen. Schon als Kind träumte sie davon, dem Ruf der afrikanischen Wildnis zu folgen. Doch zwischen diesem Traum und

ihrem Berliner Politikalltag lagen Welten. Von der Liebe zur Natur und der Lust auf Abenteuer angetrieben, nahm sie sich 2018 eine Auszeit und machte eine Rangerausbildung in Botswana, in der sie nicht nur viel über Flora und Fauna lernte, sondern auch über sich selbst. Mit elftausend Kilometer Abstand zu ihrem Schreibtisch erkannte sie, wie viel sie in ihrem Politik-Job bewegen kann. Heute lebt und arbeitet sie in Mecklenburg-Vorpommern – die Natur direkt vor ihrer Haustür.

MARIA HENK

Als Rangerin im Politik-Dschungel

Wie ich in der afrikanischen Wildnis
die deutsche Politik verstehen lernte


kopfreisen
VERLAG

IMPRESSUM

1. Auflage 2022 / Deutschland
© 2022 Kopfreisen Verlag
Sonnenstraße 116, 44139 Dortmund
www.kopfreisen-verlag.de

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verfassers / Verlags unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigung, Übersetzung, Mikroverfilmung und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Autorin: Maria Henk
Als Rangerin im Politik-Dschungel - Wie ich in der afrikanischen Wildnis die deutsche Politik verstehen lernte

Lektorat: Romy Schneider, Kopfreisen Lektorat
www.kopfreisen-lektorat.de

Covergestaltung / Illustrationen: Florian Schmeling
www.florianschmeling.de

Layout & Satz: Stefanie Scheurich
www.stefaniescheurich.de

Foto: © Sophie Kindler

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

Herstellung: BoD - Books on Demand, Bad Hersfeld

Der Druck erfolgt in chlorfreier Tinte und das säurefreie Papier für den Innenteil des Buches wird von einem Anbieter mit Forest Stewardship Council-Zertifizierung bezogen. Unser Verlag verzichtet zudem auf überflüssigen Schriftverkehr und wickelt alle Prozesse digital ab.

Dies spart Ressourcen und schont die Umwelt!

ISBN: 978-3-910248-02-1

INHALT

Bevor es losgeht	9
Vom Aufbruch ins Abenteuer	11
Wer die Regeln kennt, überlebt	19
Keine Schwäche zeigen	39
Spurenlesen für Anfänger	52
Im Blitzlichtgewitter: die Big Five	65
Häufig unterschätzt: die zweite Reihe	84
Kleinvieh macht auch Mist	101
Alles dreht sich um Paarung	112
Kleiner Fehltritt, große Folgen	132
Der Kreislauf des Lebens	150
Das Abenteuer geht in die nächste Runde	170
Reisende soll man nicht aufhalten	179

*Für meinen Schutzengel in Vollzeit –
der seine Work-Life-Balance stets hintenanstellt,
um auf mich aufzupassen.*

Gender-Disclaimer

Aus Gründen des besseren Leseflusses wird auf die gleichzeitige Verwendung der Sprachformen männlich, weiblich und divers (m/w/d) verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten gleichermaßen für alle Geschlechter.

Bevor es losgeht

Dieses Buch ist der Versuch, Parallelen zu ziehen, wo es auf den ersten Blick keine gibt. Es soll einen unterhaltsamen Einblick in zwei grundverschiedene Welten geben. Nicht mehr und nicht weniger. Natürlich ist die ein oder andere Situation überspitzt, der ein oder andere Sachverhalt vereinfacht und abgewandelt dargestellt. Doch geht es vor allem darum, Beobachtungen und Gedanken, basierend auf meinen Erfahrungen während der Rangerausbildung in Botswana und dem Politikalltag als Pressereferentin in Berlin, zusammenzubringen und zu vergleichen.

Die Rangerschule besuchte ich im Frühjahr 2018, die Anekdoten aus der Politik stammen aus den vergangenen zwanzig Jahren. Ich selbst habe von 2013 an für mehr als acht Jahre als Pressereferentin für die Grünen gearbeitet, erst in der Bundestagsfraktion, später in der Parteizentrale. Doch hat dieses Buch den Anspruch, weit über den grünen Tellerrand hinauszublicken.

Die Orte, die ich beschreibe, sind real. Die Erlebnisse, die ich skizziere, sind echt, oft aber stark eingedampft und

zusammengefasst. Die Personen, die meine Geschichte prägen, habe ich wirklich getroffen. Zum Schutz ihrer Privatsphäre habe ich ihre Namen geändert. Die Parallelen, die ich ziehe, sind in meinem Kopf entstanden, zum Teil auch erst nach meiner Rückkehr und mit etwas Abstand. Geschrieben habe ich das Buch in mehreren Etappen, finalisiert habe ich es schließlich erst mehrere Jahre nach meiner Reise, mit ausreichend Muße und Zeit.

Dieses Buch erhebt keinerlei Anspruch auf fachliche Vollständigkeit. Eine wissenschaftliche Adellung in Form eines Dokortitels würde es sicherlich nicht bekommen, aber vielleicht ein Lächeln des Lesers. Es ist nicht weniger als eine Einladung, sich auf ein ungewöhnliches Experiment einzulassen und gemeinsam auf die Reise zu gehen ...



Vom Aufbruch ins Abenteuer

»O nein, nicht schon wieder!« Es ist ein Mittwochabend im Herbst. Ich sitze mit einer Freundin in einem gemütlichen japanischen Restaurant in Berlin-Mitte. Zwischen uns steht eine große Sushiplatte für zwei Personen und eine Flasche Riesling. Auf diesen Abend habe ich mich schon lange gefreut. Endlich mal wieder stundenlang quatschen, über das Leben, den Job, die Männer. Bisher lief alles wie geplant, das Ambiente ist einladend herzlich, Wein und Sushi sehen verdammt lecker aus, die Stimmung ist ausgelassen, heiter, voller Vorfreude. Bis mein Diensthandy klingelt.

»Grüne Pressestelle, Maria Henk«, raune ich mit leicht genervter Stimme ins Telefon. Ich schalte direkt um auf Autopiloten, schon tausendmal habe ich diese Begrüßung gemurmelt. All die Jahre, die ich in der Pressestelle der Grünen auf dem Buckel habe, immer und immer wieder zu den unmenschlichsten Zeiten an den ungewöhnlichsten Orten. In der Sauna, am See, an der Kletterwand hängend. Mein Handyklingeln kennt kein Pardon und erreicht mich

in den unpassendsten Situationen. Von meinen Mitmenschen werde ich oft ungläubig angeschaut, wenn ich nur mit einem Frotteehandtuch bekleidet vor der Sauna stehe und mit Spitzenpolitikern ihr Fernsehinterview für den nächsten Morgen bespreche – für mich mittlerweile normal.

Als Pressereferentin sitze ich an der Schnittstelle zwischen Medien und Bundespolitik; und da gibt es keine Sendepause. Die erste Besprechung am Morgen mit Blick auf die tagesaktuelle Presselage mache ich meist schon telefonisch parallel zum Frühstück. Während der Tee noch dampft, inhaliere ich bereits die Nachrichten. Der letzte berufliche Termin, die Begleitung zu einer Talkshow oder zu einem feierlichen Presseempfang endet nicht selten kurz vor Mitternacht. Dazwischen liegen viele Stunden, vollgepackt mit Pressemitteilungen, Fotoshootings, Gesprächen mit Journalisten und diversen Teambesprechungen zu guten Botschaften und knackigen Forderungen.

Viel Arbeit, viel Spannung, wenig Freizeit – so würde ich meinen Job in wenigen Worten beschreiben. Einzige Ausnahme sind Wahlkampfzeiten, da wird das Arbeitspensum noch einmal verdoppelt. Und das über Wochen und Monate. Dann beginnen die Tage früher und enden später, der Takt wird höher, noch mehr Interviews und Talkshowbesuche.

Politiker feiern Bundestagswahlen oft als »Festspiele der Demokratie«, was rein objektiv betrachtet natürlich stimmt. Für mich ist es aber ein fließender Übergang von den Demokratie-Festspielen hin zu einem persönlichen Überstunden-Drama.

Und ich spreche aus Erfahrung: Mehrere Wahlkämpfe habe ich mittlerweile mitgerockt, der letzte liegt noch nicht lange zurück und steckt mir immer noch tief in den Knochen. Das Privatleben bleibt in solchen Phasen auf der Strecke. Deswegen ist mein Plan, heute Abend einiges nachzuholen und meinen Freundschafts-Akku wieder aufzuladen. Hier und jetzt, mit guter Unterhaltung, halbtrockenem Riesling und Sushi.

Doch wenn ich etwas in den letzten Jahren gelernt habe, ist es eins: Politik heißt, immer erreichbar sein. Zeit zum Durchschnaufen gibt es kaum. Schon gar nicht, wenn die eigene Partei mitten in Sondierungsgesprächen steckt. Eine Zeit, in der es immer wieder vorkommt, dass Informationen durchgestochen werden und Inhalte vertraulicher Gespräche am nächsten Tag in der Zeitung landen.

Mal geht es um inhaltliche Punkte, bei denen die eigene Partei gegenüber dem Gesprächspartner eingeknickt sein soll. Mal um Ministerposten, die angeblich schon im Hinterzimmer verteilt wurden. Der Wahrheitsgehalt solcher Meldungen liegt meistens bei null, der Arbeitsaufwand, um sie wieder aus der Welt zu schaffen, ist hingegen um einiges höher.

Genau darum geht es nun bei diesem Anruf. »Können Sie die Meldung bestätigen, dass ...?«, fragt die Journalistin am anderen Ende der Leitung. Ich höre mir an, was das neueste Gerücht ist, während ich sehnsüchtig auf das Sushi vor mir schiele. Meine Freundin verdreht nur die Augen, ich zwinkere ihr zu. Ich kann weder dementieren noch

bestätigen. Denn zwischen den Sondierungsgesprächen und meinem Mädelsabend liegen Welten.

Also leite ich die Anfrage an meine Vorgesetzten weiter, die in der Regel besser informiert sind. Trotzdem heißt es jetzt für mich, ihnen zuzuarbeiten. Also Laptop auf, Medienlage beobachten, schauen, ob sich die Meldung weiter verbreitet.

Quality Time ade. Die nächste Stunde hänge ich mehr am Laptop als an den Lippen meiner Freundin. Dann irgendwann, als sie schon die halbe Flasche Wein alleine getrunken hat, klappe ich den Laptop zu. Schnell. Bestimmt. Frustriert.

»Ich muss was ändern«, stöhne ich. »Mal raus aus der Politik, was anderes machen, den Kopf freibekommen.«

Meine Freundin brauche ich nicht lange überzeugen. Sie kennt mein Klage lied. Schon seit Jahren nagen Zweifel an mir, ob das Hamsterrad Politik wirklich das Richtige für mich ist.

Sehr früh, mit Mitte zwanzig, habe ich den Job als Pressereferentin bekommen. Damals für mich der absolute Traumjob. Ich erinnere mich noch gut daran, dass ich vor Freude weinte, als ich die Jobzusage erhielt. Seit meinem Abi hatte ich den Wunsch, genau dort zu landen, wo ich jetzt stehe. Immer am Puls des politischen Berlins. Mitten drin im Zentrum der Macht.

Voller Motivation und Stolz bin ich in die aufregende Politikwelt hineingeschlittert. Doch mit jedem Jahr hat der Traumjob an Glanz verloren. Prozesse wiederholen sich, Themen und Debatten auch, Konfliktlinien bleiben die

gleichen. Kurzum: Es gibt nur wenige Überraschungen, geschweige denn Abenteuer. Manchmal kommt es mir vor, als wäre ich bereits Jahrzehnte im Geschäft. Wenn man sich mit Mitte dreißig jedoch wie eine ausgebrannte Politik-Oma fühlt, ist das kein gutes Zeichen. Dann muss man etwas ändern.

So sieht es auch meine Freundin: »Probier was Neues aus, unbedingt!«, redet sie mir ins Gewissen. Und als wolle sie ihrem Ratschlag noch mehr Nachdruck verleihen, schenkt sie mir einen ordentlichen Schluck Weißwein ins Glas.

Vom Wein motiviert, fangen wir an zu spinnen: Was könnte ich machen? Schildkröten schützen auf den Seychellen oder doch lieber Ziegen hüten in den Alpen? Unsere Fantasie kennt keine Grenzen, wir laufen zu echten Hochtouren auf.

Plötzlich erinnere ich mich an ein Buch, das mich wenige Monate zuvor gefesselt hat: Von einer jungen Berlinerin, die eine Rangerausbildung in Südafrika gemacht hat. Ich erzähle meiner Freundin von der Geschichte. Wie die junge Frau gelernt hat, in der afrikanischen Wildnis zu überleben, Tiere und ihre Verhaltensweisen zu deuten, Vogelstimmen zu erkennen. Ich erzähle ohne Punkt und Komma, immer mehr Details schießen mir durch den Kopf, vor Aufregung spreche ich immer schneller.

Mit einem Schmunzeln lässt meine Freundin den halbstündigen Monolog über sich ergehen.

Und dann ist plötzlich alles klar: »Genau das ist es!«, platzt es aus mir heraus. »Das ist mein Projekt für das

nächste Jahr.« Ich will raus in die Natur, rein in die afrikanische Wildnis. Ich will in ein Leben eintauchen, in dem man sich auf nichts anderes verlassen kann als auf seine Instinkte. Ein Leben ohne Terminplaner, ohne Stress, ohne Regeln. Ein Leben mit Vogelgezwitscher statt Handyklingeln.

Meine Freundin lacht: »Wärst du da jetzt nicht selbst draufgekommen, hätte ich dich dazu verdonnert.«

Eine Weinflasche später ist der Deal besiegelt.

Als ich am nächsten Tag nüchtern auf den Abend zurückblicke, stelle ich erleichtert fest, dass der Plan mehr als nur eine Schnapsidee ist. Zu sehr sehne ich mich nach einem Leben ohne Berliner Korsett, das mir die Luft zum Atmen nimmt. Das aus Interviewterminen, Dresscodes und Wochenenddiensten besteht, mich komplett in die Politikschiene presst und mir keinen Raum gibt, mich auch anderweitig zu entfalten. Mein ungeduldiges, gestresstes Ich passt da zwar gut rein, der andere Teil von mir, der sich nach Ruhe und Reflexion sehnt, jedoch überhaupt nicht.

Ohne zu zögern, mache ich mich an die Umsetzung meines frisch geschmiedeten Plans. Die kommenden Wochen recherchiere ich Möglichkeiten, wie ich meine Idee realisieren kann. Auf einer Reisemesse in Berlin – dem Travel-Festival – entdecke ich ein Safariunternehmen, das nicht nur Safaris verkauft, sondern auch Rangerausbildungen im Angebot hat. Volltreffer!

Südafrika, Botswana, Kenia. Ein Land verlockender als das andere. Ich überlege nicht lange, am Ende fällt meine Entscheidung auf Botswana. Wirtschaftlich steht das Land

gut da, die politischen Verhältnisse sind stabil. Und das Wichtigste: Die botswanische Regierung setzt unglaublich viel auf Natur- und Artenschutz. Knapp ein Fünftel der Landesfläche sind Nationalparks und Naturschutzgebiete. Dieses Land ist wie gemacht für den Start meiner Rangerkarriere.

Von Tag zu Tag steigt meine Vorfreude auf dieses Naturparadies. Und auch die Ausbildung zum »Nature Field Guide«, die ich vor Ort durchlaufen will, klingt traumhaft. Vier Wochen mitten in der afrikanischen Wildnis, ohne fließend Wasser, untergebracht in einfachen Zelten. Direkt auf Tuchfühlung mit der Natur. Um praktische Erfahrungen zu sammeln, sind tägliche Exkursionen vorgesehen, zu Fuß oder mit dem Jeep. Allein bei der Vorstellung, zu Fuß einem Elefanten zu begegnen, schlägt mein Herz schneller. Dazu gibt es täglich Theorieeinheiten, in denen wir als angehende Ranger Basiswissen über Geologie, Biologie und Astronomie vermittelt bekommen. Eine gute Mischung aus Theorie und Praxis mit einer ordentlichen Portion Adrenalin. Das ist genau mein Programm.

Von nun an treibt mich die Aussicht auf die Reise an. Auf der Arbeit beantrage ich ein Mini-Sabbatical. Mein Chef genehmigt es mir ohne Probleme, er hat längst gemerkt, dass ich unzufrieden bin.

»Reisende soll man nicht aufhalten«, nuschelt er mir zu, als er seine Unterschrift unter meinen Urlaubsantrag setzt.

Ich bin überrascht, wie unkompliziert alles läuft. Gerade von meinen Vorgesetzten hätte ich mehr Widerstand erwartet.

Aber sie scheinen die Situation richtig einzuschätzen: Nur eine Auszeit kann mir helfen, wieder Kraft und Motivation zu tanken. Damit ist der Weg frei für eine sechswöchige Verschnaufpause von der Politik.

Als ich Kollegen und Freunden davon erzähle, sind die Reaktionen gemischt. Von Freude bis zu Skepsis ist alles vertreten.

»Willst du denn wirklich Rangerin werden?«, fragt mich eine Kollegin. Gute Frage! Ausschließen will ich es erst einmal nicht, aber ehrlich gesagt, weiß ich selbst noch nicht, wohin die Reise mich führen wird. Das Einzige, was ich weiß: Ich brauche den Tapetenwechsel.

Ich muss in die Welt ziehen, um herauszufinden, was ich eigentlich wirklich will. Vielleicht ist es das Rangerleben. Vielleicht auch nicht. Das werde ich schon noch sehen. Jetzt geht es erst einmal darum, den Politik-Dschungel für ein paar Wochen hinter mir zu lassen und in die echte Wildnis einzutauchen. Es geht um Quality Time – mit mir und mit Afrika.



Wer die Regeln kennt, überlebt

Nur wenige Monate später sitze ich im Flugzeug in Richtung Abenteuer. Mit mulmigem Bauchgefühl bin ich in Berlin gestartet. Je näher der Tag der Abreise kam, umso größer wurden die Zweifel. Ist das Ganze nicht doch eine Nummer zu groß für mich? Bin ich überhaupt bereit dafür? Wenn schon ein Wildschwein im Berliner Grunewald mich in die Flucht schlägt, wie werde ich dann erst reagieren, wenn ich einem gewaltigen Büffel direkt in die Augen schaue? Oder eine meterlange Giftschlange sich genüsslich vor meinem Zelt räkelt? Allein bei der Vorstellung daran kriecht mir Panik in die Knochen.

Doch mit jedem Kilometer Entfernung verblasen meine Zweifel und Sorgen. Stattdessen steigt die Vorfreude auf das Unbekannte. Den Flug nutze ich vor allem dafür, mir alle Wildlife-Dokumentationen anzuschauen, die ich im Boardkino auftreiben kann. Quasi eine Last-Minute-Vorbereitung für meinen Rangerkurs. Vielleicht auch der Versuch, mein schlechtes Gewissen zu besänftigen. Für die Infoblätter, die

mir die Rangerschule vorab zugeschickt hat, hatte ich in Berlin keine Zeit gefunden. Unangetastet blieben sie wochenlang auf meinem Schreibtisch liegen, erinnerten mich stets daran, dass auch ein Abenteuer vorbereitet werden sollte. Bis ich sie dann irgendwann ungelesen in meinen Reiserucksack stopfte. Doch auf der Langstrecke habe ich nun genug Zeit, mich auf die Wildnis einzustimmen.

Knapp zwanzig Stunden bin ich schon unterwegs, die Infoblätter kenne ich mittlerweile auswendig, und dann endlich ertönt die lang ersehnte Ansage: »Bitte schnallen Sie sich an, wir setzen zur Landung an«, scheppert die Stimme der Pilotin durch die Lautsprecher. Ich schaue auf die Uhr: Perfekt! Es ist fast zwölf. Ich bin mehr als pünktlich. Der offizielle Treffpunkt mit unseren Ausbildern der Ranger Schule soll in zwei Stunden vor dem Flughafen sein.

Die Landung ist holprig. Nachdem mich ein komfortabler Jumbojet von Europa nach Südafrika gebracht hatte, musste ich in Johannesburg in einen kleinen, klapprigen Regionalflieger umsteigen, für die letzten Flugmeilen nach Botswana. Da hat man das Abenteuer schon bei der Anreise gebucht. Wir nehmen jedes Luftloch mit, beim Aufsetzen der Maschine wird mein Körper einmal kräftig durchgeruckelt, der Kopf fliegt nach vorne. Neben mir sitzt ein Mann mit olivgrünem Cowboyhut, der genauso erschrocken dreinschaut wie ich. Das erleichtert mich schon mal, ich scheine nicht die Einzige zu sein, die mit dem Landemanöver hadert.

Als das Flugzeug wohlbehalten zum Stehen kommt, schaue ich aus dem Fenster, um einen ersten Eindruck von

Botswana zu erhaschen. Doch wie zu erwarten, sehe ich nicht viel außer ein geteertes Rollfeld, ein paar Flughafenmitarbeiter und einen kleinen, schmucklosen Betonklotz, der offensichtlich das Flughafengebäude sein soll.

Die Tür zum Flugzeug wird geöffnet und schwülwarme Luft schlägt mir entgegen. Ich sammle meine Sachen zusammen, steige aus, gehe langsam die Gangway hinunter, setze meinen Fuß auf den staubigen Boden. Für mich ist das immer ein magischer Moment, der erste Schritt in einem fremden Land.

Ich bleibe kurz stehen, schließe die Augen, inhaliere den Augenblick. Sogleich fällt mir die Entspannung auf, die in der Luft liegt. Von dem sonst so üblichen hektischen Treiben an Flughäfen ist hier nichts zu spüren. Die Flughafenmitarbeiter stehen am Rand, erzählen, lachen laut. Wir Fluggäste scheinen sie nicht wirklich zu interessieren, wir sind nicht mehr als Statisten für ihre Szene.

Markierungen auf dem Boden weisen uns den Weg in Richtung Betonklotz. Direkt hinter der Eingangstür kommt die Passkontrolle, kurz darauf folgt die Gepäckausgabe. Alles läuft unkompliziert, ohne Anstehen, ohne Stress.

Keine dreißig Minuten später verlasse ich das Flughafengebäude. »Maun International Airport« steht in großen, weißen Buchstaben über dem Ausgang. Gleich daneben befindet sich ein Souvenirladen mit Löwen, Giraffen und Elefanten in verschiedenen Größen, alle aus Plüsch und Plastik.

Ich schaue hinüber zu den vielen Jeeps, die vor dem Flughafen warten. Dreißig Geländewagen sind es mindestens,

einige mit andere ohne Dach, aber alle voller Staub und Dreck. Drinnen sitzen vor allem Männer mit Cowboyhüten und olivgrünen Hemden. Hier bin ich also, in Maun, dem Eldorado für Ranger und die, die es mal werden wollen.

»Willkommen in Botswana«, murmele ich vor mich hin, fast so, als würde ich mir selbst Mut zusprechen, den nächsten Schritt in Richtung Rangerausbildung zu gehen. Ich überquere die Straße vor dem Flughafen, auf der anderen Seite reiht sich ein Restaurant neben das nächste, alle sehr einfach gehalten, sowohl bei der Ausstattung als auch bei der Speisekarte. Im Angebot: Pizza, Pasta, Burger. Kulinarisch scheint die Stadt weniger auf Abenteuer und mehr auf altbewährtes Fast Food für Weltenbummler zu setzen.

Zwischen den Restaurants sammeln sich Safarianbieter, Autovermietungen und Internetcafés. Zwar ist Maun mit gut sechzigtausend Einwohnern die viertgrößte Stadt des Landes, doch schnell wird klar, dass die Daseinsberechtigung dieses Ortes vor allem darin liegt, Ranger und Safari-touristen glücklich zu machen.

Bei der geografischen Lage ist das keine Überraschung. Denn Maun liegt am südöstlichen Rand des Okavango-Deltas – dem Safarihotspot in Botswana. Mehr als einhundertzwanzig Säugetierarten leben in dem weltweit größten Binnendelta, über vierhundertfünfzig verschiedene Vogelarten haben hier ihr Zuhause.

Das Okavango-Delta ist ein wahres Naturwunder. Inmitten der trockenen Kalahariwüste schlängelt sich dieses zwanzigtausend Quadratkilometer große Geflecht aus Wasserarmen

und Kanälen, dazwischen einzelne Inseln und Lagunen. Mit Wassermassen gefüttert wird es vom Okavango-Fluss, der nördlich in Angola entspringt und im Okavango-Delta mündet.

Das Besondere: Der Wasserstand ist dann am höchsten, wenn im Umland Trockenzeit herrscht. Dann strömen die Flutwellen aus dem regenreichen Hochland Angolas hinunter nach Botswana, überfluten meterhohe Grasflächen und spülen sich Wasserwege durch die trockene Landschaft. So wird das Delta in kürzester Zeit von einem staubtrockenen Habitat zu einem riesengroßen Feuchtgebiet.

Für die Natur ist das die Zeit zum Aufatmen. Frische Gräser sprießen aus dem Boden, Sträucher und Bäume schießen in die Höhe. Was darauf folgt, ist eine Art All-inclusive-Programm für Tiere; sowohl für Pflanzen- als auch für Fleischfresser. Denn wo das Gras saftig ist, kommen Antilopen und Zebras in Scharen. Und wo sich Beutetiere tummeln, sind Raubtiere nicht weit.

Doch das Leben im Überfluss dauert nur wenige Monate, bis das Flusswasser versickert oder verdunstet und sich wieder ein Schleier der Trockenheit über das Delta legt. Für die Tiere wird es dann zur täglichen Herausforderung, genug Wasser zu finden. Oft sammeln sie sich an den wenigen Wasserstellen, die es noch gibt. Für Safaritouristen ist das eine besonders gute Zeit, um Tiere zu beobachten.

Ein Geheimtipp ist dieser Ort jedoch schon lange nicht mehr. Die UNESCO hat das Okavango-Delta mit dem Titel des Weltnaturerbes geschmückt. Das zieht natürlich Touristen

an. Und das Tor zwischen dem Rest der Welt und dem grandiosen Naturspektakel im Binnendelta ist eben Maun, die kleine, unscheinbare Stadt am Rande des Nationalparks mit ihrem eher robusten Charme und verstaubten Antlitz. Abenteuerlustige aus allen Teilen der Welt kommen hier zusammen, auf der Suche nach WLAN, Bier und Unterhaltung. Oder einfach um ihre Tour zu starten. So wie ich.

Ohne große Probleme finde ich »Hilary's Restaurant«, das mir von meiner Rangerschule als Treffpunkt genannt wurde. Das Restaurant sieht aus wie ein Biergarten mit Dschungel-Flair. Überall stehen massive Holztische und Holzbänke dicht an dicht, einfach und schlicht. Mehrere Pflanzen ranken an Holzstreben hoch, bilden ein dichtes Blätterdach, das die Gäste vor der heißen Mittagssonne schützt.

Was genau mich erwartet, wen ich hier treffe, wie viele Leute mit mir zusammen anreisen, keine Ahnung. Ich weiß nur, das hier ist mein Startpunkt für mein Abenteuer.

Erschöpft und zugleich aufgeregt, suche ich mir einen Platz in einer Ecke, von der ich den Laden gut überschauen kann, und bestelle eine eiskalte Cola. Der Flug war lang, die Mittagshitze und der Temperaturunterschied von mehr als fünfzehn Grad zu Berlin tun ihr Übriges. Ein bisschen Koffein kann nicht schaden.

Suchend blicke ich mich um: Hinten rechts im Restaurant sitzen vier Männer, Ende fünfzig, britischer Akzent, schauen auf eine Landkarte. Auf der anderen Seite eine junge Familie mit zwei Kindern, die so perfekt mit Out-

doorklamotten eingekleidet ist, als wäre sie gerade dem Globetrotter-Magazin entsprungen. Vermutlich keine Rangerschüler, denke ich und nehme einen ordentlichen Schluck von meiner Cola.

In diesem Moment tritt ein junger Mann an meinen Tisch, schätzungsweise Mitte zwanzig, dunkler Teint. Seine schwarzen langen Haare sind zu einem Zopf zusammengebunden.

»Hi, ich bin Draco. Willst du auch zur Rangerschule?«, fragt er mich direkt. Ich nicke, bin erleichtert, dass ich schon nach wenigen Minuten in diesem Rangerparadies einen Gleichgesinnten gefunden habe.

Wir kommen ins Gespräch. Draco erzählt, dass er aus Botswana kommt und schon seit seiner Kindheit davon träumt, Ranger zu werden. Damit er sich die Ausbildung leisten kann, hat seine Familie nun das Geld zusammengekratzt. Eigentlich lebt er in Gaborone, der Hauptstadt Botswanas und dem wirtschaftlichen Zentrum des Landes. Er berichtet, wie die Bustour quer durchs Land, das etwa eineinhalb Mal so groß ist wie Deutschland, ihn mehr als zehn Stunden Zeit, mehrere Umstiege und ordentlich Nerven gekostet hat.

»Na, da haben wir ja was gemeinsam!«, lache ich. »Lang und holprig war meine Anreise auch, besonders die letzten Meter.« Ich lade ihn auf eine Cola ein und wir stoßen auf unseren Traum an: die Rangerausbildung.

Nach und nach füllt sich unser Tisch mit weiteren angehenden Rangern; eine wilde Mischung aus Naturliebhabern,

Abenteuerlustigen und Sinnsuchenden. Insgesamt sieben Leute sind wir, aus aller Herren Länder: Österreich, Großbritannien, Kenia, Botswana und den USA.

Doch die Zeit reicht kaum für mehr als ein schnelles Beschnuppern. Kurz nachdem wir uns alle eingefunden haben, tritt ein Mann in den Dschungel-Biergarten, von oben bis unten in Tarnfarben gekleidet, den braunen Cowboyhut tief in die Stirn gezogen. Mit lässigem Schritt kommt er direkt auf uns zu. Dem Kellner wirft er einen flüchtigen Gruß zu, so wie man das macht, wenn man sich kennt. Vor unserem Tisch macht er Halt.

»Hey Leute, schön, euch zu sehen! Ich bin John, euer Rangerausbilder für die nächsten Wochen.«

Ein breites Grinsen zieht sich über sein Gesicht. Seine weißen Zähne stechen hervor und betonen noch einmal mehr die sonnengebräunte Haut, die keinen Zweifel daran lässt, dass dieser Mann den Großteil seiner Zeit in der Natur verbringt.

Mit Johns Auftritt beginnt unser Rangerleben. Eilig packen wir unsere Sachen zusammen, verstauen alles in seinem Jeep, der draußen vor der Tür steht. Keiner von uns will noch länger Zeit in der Stadt verlieren, sondern so schnell wie möglich in die Wildnis eintauchen.

Doch bevor wir starten, will John uns zumindest die Möglichkeit geben, einen letzten Anker zur Zivilisation auszuwerfen: »Kurze Vorwarnung: Wenn ihr aus dem Camp heraus SMS schreiben oder telefonieren wollt, braucht ihr eine Sim-Karte von Mascom, da vorne im Shop

könnt ihr sie kaufen«, sagt er und zeigt auf eine wackelige, blaue Bretterbude auf der anderen Straßenseite. »Das ist jetzt eure letzte Chance für die nächsten Wochen.«

Kein Handyempfang im Camp? Für einen Augenblick bekomme ich Panik. Ich will zum Sprung aus dem Jeep ansetzen, meine Hand gleitet fast automatisch zu meinem Portemonnaie. Doch halt! Bin ich nicht genau deswegen hier? Es geht mir um das komplette Gegenteil zu meinem üblichen Leben, und das bedeutet: hundertprozentige Nicht-Erreichbarkeit.

Ich lehne mich zurück, atme tief durch, meine Hände entspannen sich. »Ranger brauchen doch keinen Handyempfang«, sage ich und bin stolz, der ersten Versuchung widerstanden zu haben.

Damit beginnt die Fahrt zu unserem Camp. Schnell lassen wir die Stadt hinter uns, brettern den Highway entlang in Richtung Wildnis. Links und rechts von der Straße ist die Landschaft unspektakulär, flaches, staubiges Land, punktuell mit Bäumen und Büschen geschmückt. Hin und wieder eine Herde Kühe, die friedlich am Straßenrand grast.

Einzelne Häuser ziehen vorbei, einige rund, andere eckig, einige mit kegelförmigem Grasdach, andere mit flachem Wellblechdach, in denen Bauern mit ihren Familien wohnen. Die meisten von ihnen haben sich in der Mittagshitze in ihre Häuser verzogen. Nur wenige sitzen draußen, im Schatten der Mauern, grüßen mit einem kurzen Kopfnicken, als wir an ihnen vorbeirauschen. Wir grüßen zurück, ohne Tempo zu verlieren.

Dem Ruf der Wildnis folgend, erreichen wir schließlich das Okavango-Delta. Ein eineinhalb Meter hoher Zaun trennt den Nationalpark vom Rest des Landes. Die Einfahrt wird markiert durch ein verrostetes, offen stehendes Eisengitter. Anders als in Deutschland gibt es hier keine Hinweisschilder mit Verhaltenstipps oder überdimensionierte Touristen-Informationszentren mit Café und Toiletten.

Doch gerade das reizt mich. Je weniger touristisch, umso besser. Schließlich bin ich hier, um Ruhe zu finden und Natur zu erleben. Sofort habe ich ein Kribbeln im Bauch. Nach einer mehr als elftausend Kilometer langen Reise bin ich endlich angekommen.

Der Zustand der Straße verschlechtert sich plötzlich deutlich. Die asphaltierte Fahrbahn weicht nun einem trockenen, sandigen Weg mit Schlaglöchern. John drosselt das Tempo, versucht ihnen im Zickzackkurs auszuweichen. Mich stört das nicht, eher im Gegenteil: Ich nutze das langsame Tempo, um nach Tieren Ausschau zu halten.

Doch anstatt dieser sehe ich vor allem eines: trockene, ausgedörrte Landschaften, große Flächen mit verbrannten Bäumen. Wir passieren ganze Landstriche, die komplett abgebrannt sind. Laut meiner Reiseunterlagen müsste zu dieser Jahreszeit das Delta eigentlich mit Wasser durchflutet sein und in satten Farben erstrahlen. Im klaren Blau der Wassermassen, im kräftigen Grün der Grasflächen. Doch das Bild, das ich hier vorfinde, erinnert mich eher an ein düsteres Weltuntergangsszenario.

Beunruhigt beuge ich mich zu unserem Rangerlehrer vor: »Was ist hier passiert, John?«

Er stoppt den Wagen, dreht sich um: »Das war ein Buschfeuer. Passiert häufiger, wenn es so trocken ist.« Dabei lässt er seinen Blick schweifen, über unsere Köpfe hinweg, in die Weite hinaus, fast als suche er einen Flecken Erde, der nicht vom Feuer heimgesucht wurde. Ohne Erfolg. Ein leichter Geruch von Ruß und Asche erreicht meine Nase.

Mit ruhiger Stimme fährt John fort: »Keine Sorge, es ist nicht so schlimm, wie es aussieht. Im Gegenteil, ein Brand hilft der Natur sogar, sich zu regenerieren. Die Asche wirkt wie Dünger, verbrannte Erde sorgt für Erneuerung, mittelfristig sogar für Nährstoffe und Keime. In wenigen Wochen wird sich die Natur hier wieder erholt haben.«

Mit diesen Worten setzt er den Jeep wieder in Bewegung. Und tatsächlich lassen wir kurze Zeit später die verkohlten Brandfelder hinter uns und kommen in etwas grünere Gefilde. Zwar fehlt von den Wassermassen weiterhin jede Spur, aber zumindest ähnelt das Bild so langsam dem, wie man sich die afrikanische Savanne vorstellt: weite, trockene Graslandschaften, meterhohe Termitenhügel.

Plötzlich sehe ich das erste Zebra, unweit von unserem Jeep grasen. Die schwarz-weißen Streifen springen mich regelrecht an, heben sich ab von den sonst eher gedeckten Farben der Umgebung. Aufgeregt drehe ich mich zu den anderen um, auch sie haben es entdeckt und ihre Kameras gezückt. Das erste Tierfoto von unserer Rangerzeit. So

schön. Schließlich ist das Zebra eines der Tiere, die es ausschließlich auf dem afrikanischen Kontinent gibt.

Der warme Fahrtwind weht mir ins Gesicht, ich atme tief ein – das ist der Inbegriff von Freiheit. Adieu, Berliner Korsett!

Wir treffen kein einziges Auto unterwegs, weit und breit keine Menschenseele, stattdessen Natur pur. Nach knapp zwei Stunden Fahrt erreichen wir unser Camp. Unser Lebensmittelpunkt in den kommenden Wochen und Startpunkt für all unsere Exkursionen.

Das Camp liegt inmitten einer grünen Insel, meterhohe Bäume und Büsche bieten Schutz vor den heißen Sonnenstrahlen. Umsäumt ist die Insel von weiten Grasflächen, die in wasserreichen Zeiten vermutlich voller Wasser sind, jetzt jedoch komplett trocken liegen.

Solche Inseln wie die unseres Camps prägen das Gesicht des Okavango-Deltas. Mehr als hunderttausend soll es insgesamt davon geben, einige nur wenige Meter lang, andere erstrecken sich über mehrere Kilometer. Unsere Insel liegt voll im Schnitt, mit ihren etwa fünfhundert Metern Länge bietet sie genug Platz, um hier für die nächsten Wochen Wurzeln zu schlagen.

John führt uns zunächst durch das Camp. Im Zentrum liegt ein offenes Klassenzimmer mit einem langen Tisch und Stühlen für den Unterricht sowie einem kleinen Holzregal mit unzähligen Tier- und Pflanzenbüchern – die Bibliothek. Eine einfache Dachkonstruktion aus Holz und Gräsern schützt vor Sonne und Regen, Wände gibt es nicht.

Direkt neben unserem Klassenzimmer geht es zur Feuerstelle, mehrere kleine Holzstämme liegen im Kreis drumherum, laden zum Hinsetzen ein. Wir gehen an der Feuerstelle vorbei, nehmen einen kleinen Durchgang zwischen zwei Büschen.

»Und voilà, das ist das Speisezimmer!«, verkündet John stolz.

Wir stehen mitten auf einem Plateau, das in die weite, friedlich wirkende Graslandschaft hineinragt. Die Aussicht ist gigantisch, die Schönheit der Natur verschlägt mir den Atem. In der Mitte des Plateaus thront nahezu majestätisch ein etwa fünf Meter langer Holztisch, an dessen Seiten Stühle aufgestellt sind. Was für ein wunderbarer Ort, um die Mahlzeiten der kommenden Wochen zu sich zu nehmen.

John gibt uns einen Moment des Innehaltens und Genießens, bevor er die Tour durch das Camp fortsetzt. Alles ist klein und kompakt, nur einen Katzensprung voneinander entfernt. Einen Zaun gibt es nicht, wir sind mittendrin in der afrikanischen Wildnis.

Schließlich kriegen wir unsere Zelte zugeteilt. Ich bekomme Zelt Nummer zwei. John begleitet mich zu meinem, ein staubiger Trampelpfad quer durch das Gebüsch führt uns dorthin. »Na dann, Maria, gutes Ankommen!«, ruft er mir zu und lässt mich in meinem neuen Heim zurück.

Eine Welle der Euphorie überkommt mich. Das olivgrüne, geräumige Zelt ist ein echter Traum. Ein Zelt, in dem ich mit meinen 1,89 Meter gut stehen kann, mit komfortabel aussehendem Feldbett, auf dem eine dicke Matratze liegt,

und einer kleinen Lampe an der Zeltdecke, die vermutlich auch in der Dunkelheit für ausreichend Licht sorgt.

Ich öffne den massiven Reißverschluss an der Rückseite des Zelttes und betrete mein eigenes Freiluft-Badezimmer mit Plumpstoilette und Eimerdusche. Abgegrenzt ist es durch eine Plane, die vor Blicken schützt und zumindest etwas Privatsphäre garantiert. Klar, eine warme Dusche auf Knopfdruck gibt es hier nicht, stattdessen muss ich das Wasser über dem Feuer erst selbst erhitzen, bevor ich es in die Eimerdusche fülle. Aber dennoch empfinde ich die Bedingungen fast schon als Luxus.

Ich blicke mich um, Sonnenlicht fällt durch den weit geöffneten Haupteingang. Ich folge dem Licht, durchquere das gemütliche Zelt. Schweren Herzens widerstehe ich der Versuchung, das Feldbett einem kurzen Praxistest zu unterziehen, und trete hinaus in meinen »Vorgarten«, eine etwa zwei Quadratmeter große sandige Fläche, umgeben von Bäumen und Büschen und mit einem tollen Ausblick auf die weite Grasfläche, die keine zwanzig Meter vor meinem Zelt beginnt. Zwei bequem aussehende, ockerbraune Campingstühle säumen links und rechts meinen kleinen Garten. Auf einen lasse ich mich fallen, streife meine Schuhe von den Füßen, ziehe Resümees.

Ein eigenes Badezimmer, ein gemütliches Feldbett, einen eigenen Vorgarten. Damit hatte ich nicht gerechnet. Und das Beste: Dadurch, dass ich Zelt Nummer zwei ergattert habe, bin ich noch relativ nah am Zentrum des Camps, an Speisezimmerplateau und Feuerstelle. Das beruhigt mich

insgeheim. Sollte ich irgendwann unangemeldeten Besuch von einem Elefanten bekommen, wäre Hilfe nicht weit weg.

Die nächsten Stunden verbringe ich erst einmal mit Ankommen, Auspacken, Durchatmen. Die Armbanduhr verstaue ich gleich ganz unten in meinem Rucksack, das Handy schalte ich aus. Wie John es prognostiziert hatte, gibt es sowieso keinen Empfang. Gut so, denke ich und stopfe auch das Telefon in die Tasche, direkt zu der Uhr. Der Grundstein für eine stressfreie Zeit ist gelegt.

Wenig später treffen wir uns alle an der Feuerstelle. John ist gerade dabei, das Feuer zu entzünden.

»Da drüben gibt es Suppe und frisch gebackenes Brot«, ruft er uns zu und deutet in Richtung Speisezimmerplateau. »Holt euch gerne etwas zu essen und kommt dann wieder her.«

Das lassen wir uns nicht zweimal sagen. Suppe klingt genau richtig nach so einem langen, anstrengenden Anreisetag. Besonders weil die Temperaturen gerade merklich sinken, ich tippe auf zehn Grad. In Botswana ist jetzt Winterzeit, das heißt, tagsüber klettern die Temperaturen auf bis zu dreißig Grad, doch sobald die Sonne untergeht, erreicht das Thermometer Mützentemperatur.

Mit der heißen Suppe in der Hand komme ich zurück an das Feuer, das schon hell lodert. Gespannt setze ich mich auf einen Holzstamm.

Als alle versorgt und im Lichte des Feuers angekommen sind, beginnen wir unsere offizielle Vorstellungsrunde. Jeder erzählt aus seinem Leben, was er macht, warum er hier

ist. Da ist Daniel aus Österreich, Mitte zwanzig, der genug von seinem IT-Job hat und mal etwas ganz anderes ausprobieren will. Sue aus den USA, Anfang vierzig, Journalistin und auf der Suche nach einer guten Story. Tom aus Kenia, achtzehn, dessen Eltern ihn von der Rangerausbildung überzeugt haben. Kabelo aus Botswana, Anfang dreißig, Vater von zwei Kindern, mit dem Ziel, als Ranger so viel Geld zu verdienen, dass er seine Familie durchbringen kann. Peter, Ende zwanzig, mit wildem Wuschelkopf und Hornbrille, der in Großbritannien Biologie studiert hat und jetzt mit seinem Wissen in die Welt ziehen will. Und natürlich Draco, mit dem ich in Maun schon Cola-Freundschaft geschlossen habe. Was für ein wunderbarer bunter Haufen.

Nun blicken alle auf mich. Warum ich hier bin? Ja, gute Frage ...

»Hi, ich bin Maria«, beginne ich. »Ich komme aus Berlin und musste einfach mal raus. Raus aus der Hektik, raus aus dem Lärm, raus aus der Großstadt.«

Ich schaue in die Runde, einige nicken wohlwissend, andere blicken mich gespannt an, als ob sie ahnen, dass bei mir noch mehr dahintersteckt. Gut, denke ich, dann gibt es jetzt das Komplettprogramm.

»Tja, und ich arbeite in der Politik, quasi in einem Zustand der dauerhaften Erreichbarkeit. Permanent klingelt das Telefon, ständig kriege ich Mails auf mein Handy, auf die ich sofort reagieren muss. Alles dreht sich immer schneller, nicht selten fühle ich mich wie in einem rau-

schenden Strudel, da wollte ich einfach mal ausbrechen und in ein Leben hineinschnuppern mit kompletter Freiheit, ohne Regeln, ohne Zwänge.«

Interessiert schauen mich sieben Augenpaare an. Jemand aus der Politik verläuft sich vermutlich nicht allzu oft hierher. Zumindest kenne ich niemanden im politischen Berlin, der überhaupt schon einmal mit dem Gedanken gespielt hat, Ranger in Afrika zu werden.

John bricht das Schweigen: »Danke Maria, danke an alle für diese offene und ehrliche Vorstellungsrunde. Doch bevor ihr mit dem Glauben ins Bett geht, dass es hier keine Regeln gibt, muss ich euch eines Besseren belehren.«

Mit diesen Worten beginnt er seine erste Theorieeinheit pünktlich zum Einbruch der Dunkelheit.

»Allerwichtigste Regel ist: Immer wachsam sein und Augen und Ohren offen halten. Sowohl am Tag als auch in der Nacht. Ihr müsst lernen, eure Umgebung zu beobachten, jede Bewegung, jede Veränderung. Setzt eure Sinne ein, das Sehen, das Hören, das Riechen. Die Umgebung lesen heißt, Gefahren frühzeitig zu erkennen, um einem Angriff vorzubeugen und im Zweifel gut zu reagieren.«

John macht eine kurze Pause. Das Zirpen und Ziepen der Insekten schwirrt durch die Luft, unweit von uns entfernt raschelt etwas im Gebüsch. Ist das vielleicht schon ein Angreifer? Mich schaudert es.

»Gerade in der Nacht ist oberste Vorsicht geboten«, fährt John fort. »Viele Raubtiere sind dann unterwegs. Für uns Menschen ist die Nacht nicht unser natürliches Terrain, im

Vergleich zu vielen Tieren sind wir blind. Also tragt immer eine Taschenlampe bei euch.«

Ich taste suchend nach meiner Lampe in der Jackentasche, berühre schließlich das harte Plastik.

»Wenn ihr nachts alleine zu eurem Zelt geht, dann leuchtet erst die Dunkelheit ab, die Büsche und Sträucher, haltet Ausschau nach reflektierenden Augen. Wenn die Augen rot leuchten, dann tretet langsam und ruhig den Rückzug an. Wenn sie weiß sind, ist das Tier in der Regel ungefährlich. Aber auch dann heißt es, ruhig bleiben und einen Bogen einschlagen. Außerdem bitte immer das Zelt gut schließen, bevor ihr schlaft. Ansonsten kann es nachts unliebsame oder gefährliche Besucher geben.«

Um seine Bitte noch einmal zu unterstreichen, erzählt John uns die Geschichte von einer Touristin, die wenige Monate zuvor auf der Terrasse ihrer Lodge im Okavango-Delta eingeschlafen ist und nie wieder aufwachte – eine Hyäne hatte ihr im Schlaf den Kopf abgebissen.

In diesem Moment realisiere ich erst so richtig, dass ich im Abenteuer angekommen bin. Gespannt höre ich zu, mit einer Mischung aus Aufregung, Angst, aber auch Faszination für das Leben in der Wildnis.

»O Mann, war ich naiv«, entfährt es mir. »Ich habe mir nie Gedanken darüber gemacht, dass es hier Regeln gibt, ich dachte, es funktioniert alles nach Instinkten.«

John wendet sich mir zu, seine braunen Augen durchbohren mich nahezu: »Wie ist das bei dir zu Hause, Maria? Gibt es in der Politik keine Regeln?«

»Doch«, entgegne ich prompt. »Auch da muss man die Regeln kennen, vor allem die ungeschriebenen, sonst hat man verloren.« Ich denke kurz nach und fahre fort. »Wenn man so will, ist auch in der Politik Wachsamkeit oberstes Gebot.«

Das zumindest könnte den Zustand der ständigen Erreichbarkeit erklären. Immer geht es darum, einen Überblick darüber zu haben, wie politische Debatten laufen, welche Themen und Angriffe der politische Gegner fährt und wie die Medien darüber berichten. Besonders wichtig ist das in hochsensiblen Zeiten wie in denen des Wahlkampfes.

Ich erinnere mich an die vergangene Bundestagswahl, als die Pressestelle über Monate hinweg rund um die Uhr im Dauereinsatz war, immer ein Auge auf der Nachrichtenlage. Vor der Wahl, um Angriffe des politischen Gegners möglichst schnell abzuwehren und in sozialen Netzwerken kursierende Fake News und Hetzkampagnen zu entlarven. Nach der Wahl, als es schließlich um eine Regierungsbildung ging, um schnellstmöglich Spekulationen und Gerüchte einzufangen und zu dementieren. Denn je später politische Akteure auf ungewollte oder falsche Meldungen reagieren, umso schwerer sind diese später aus der Welt zu räumen. Wachsam sein und schnell reagieren sind das A und O in der politischen Kommunikation.

Aber auch außerhalb sensibler Wahlkampfzeiten geht es darum, Augen und Ohren zu spitzen, über das eigene Terrain hinauszublicken. Es ist kein Zufall, dass die Bundesregierung in ihrem Presse- und Informationsamt einen

News-Desk eingerichtet hat, der rund um die Uhr, also auch nachts, die nationale und internationale Politik im Blick hat. Wenn irgendein Präsident beispielsweise mitten in der Nacht ankündigt, militärisch in das Nachbarland einzufallen, müssen Kanzler und Minister sofort davon erfahren. Alles andere wäre unverantwortlich.

Plötzlich knackt ein großes Holzsplitter, helle Funken fliegen in meine Richtung, ziehen meine Aufmerksamkeit wieder zurück zum Lagerfeuer. Ich merke, wie müde ich bin.

»So Leute, mich ruft das Bett«, brumme ich in die Runde. Ich erhebe mich und verabschiede mich von der Gruppe.

Gerade als ich ihr den Rücken zukehren will, höre ich Johns tiefe Stimme. »Denk daran, Maria, keine auffälligen Klamotten morgen zu unserer ersten Buschwanderung«, ruft er mir noch als letzte Regel für heute hinterher.

Ich nicke nur, schalte meine Taschenlampe an, leuchte vorsichtig von links nach rechts in die Büsche, folge dem Trampelpfad zu meinem Zelt. Heilfroh, dass ich weder weiße noch rote Augen in der Dunkelheit sehe, erreiche ich meinen Schlafplatz. Mein Rückzugsort, an dem ich mich endlich in Sicherheit wiegen kann.

Rasch schlüpfte ich in das Zelt, ziehe den Reißverschluss zu. Nach einem kurzen Doppel-Check, ob wirklich alles geschlossen ist, falle ich erschöpft ins Bett. Genug Wachsamkeit für heute, denke ich und schließe die Augen.